

RIYAS A. HOGE

Vemo

Nebel & der Königsclan

Vemo

[Widmung](#)

[Titel](#)

[Vorwort](#)

[Prolog](#)

[-2-](#)

[-3-](#)

[-4-](#)

[Zwei Jungen](#)

[Ängste](#)

[Das Erwachen](#)

[Schöpfer und Schöpfung](#)

[Die Prüfung](#)

[Beherrschung](#)

[Der Inquisitor](#)

[Bauernlummel](#)

[Der neue Bruder](#)

[Harrenthal](#)

[Rache](#)

[Zwischenspiel](#)

[Auszeit](#)

[Der verlorene Bruder](#)

[Vaterfreuden](#)

[Das Rad dreht sich](#)

[Kymor](#)

[Schicksalhafte Begegnungen](#)

[Neuanfang](#)

[Unbekannte Pfade](#)

[Jacob](#)

[Naivität](#)

[Tanz mit dem Tod](#)

[Misstrauen](#)

[Waffenloser Kampf](#)

[Der Beobachter](#)
[Grenzen](#)
[Zeitvertreib](#)
[Warten](#)
[Preis der Freiheit](#)
[Tanz im Nichts](#)
[Der Gast](#)
[Am schwarzen Hof](#)
[Der Turm](#)
[Abschied](#)
[Anhang](#)
[Über die Art der Vampire](#)
[Sidhs Aufzeichnungen: Arten](#)
[Impressum](#)

Widmung

*Für Ilona Hoge
In unseren Herzen bist du stets bei uns.*

*Gewidmet meiner Familie und meinen Freunden, die mir in
vielen dunklen Stunden beigestanden haben.*

Titel

Riyas A. Hoge

Vemo

Nebel & der Königsclan

Dark Fantasy

Vorwort

Vorwort

Die Geschichte des Nebels 2015 zu schreiben hat mir großen Spaß gemacht. Aber spätestens ab dem dritten Band, dachte ich immer wieder, das ich mehr daraus hätte machen können. Ich wählte damals die ‚Erzählerform‘ für die Reihe. Die Leser kamen sofort in die Geschichte rein, wurden zum Nebel und erlebten die Welt aus den Augen des ehrgeizigen Vampirs. Das war auf jeden Fall ein Vorteil. Aber der Nachteil wurde ebenso schnell offensichtlich: Zusammenhänge und Wendungen entzogen sich manchmal dem Verständnis des Lesers, weil ich ihnen den Zugriff auf Informationen verwehrte, die der Nebel nicht hatte.

Mit dem Abschluss der Reihe versprach ich eine Extendet-Version, die diesen Makel ausräumen und zudem eine weitere Überraschung beinhalten sollte. Die Krebserkrankung meiner Mutter und ihr viel zu früher Tod verzögerten die Arbeit an diesem Manuskript ebenso wie es zahlreiche Krankenhausaufenthalte der Geschlechtsangleichenden Operationen taten. Trotzdem hat das Schreiben auch dieses Mal großen Spaß gemacht und beim Nachlesen einiger Details war ich amüsiert über die Naivität, mit der ich die ersten Bände geschrieben habe.

Die Grundgeschichte selbst hat sich nicht geändert. Der Leser bekommt zudem Informationen, die in den Bänden nicht verfügbar waren oder zu denen der Leser keinen Zugriff hatte. Ich gewähre dem Leser die Sicht der Inquisition, dem Leben des Clanes Vemo vor dem Erscheinen des Nebels als auch dessen aufwachsen. Ich hoffe, der Leser hat ebenso viel Freude am Lesen, wie ich am Schreiben.

Prolog

Prolog

Heute!

~Stille Nacht, Heilige Nacht~

Doch die Nächte waren nicht still und ganz gewiss nicht heilig. Leichter Wind ließ die Eiskristalle melodisch in den kahlen Ästen klingen. Ein winterliches Lied, dem kaum jemand Beachtung schenkte und dem jungen Mann, der einsam durch die Straßen eilte, heute bedrohlich schien. Mehr lag in der Luft, als Schnee und Eis und Weihnacht. *SIE* waren nah! *SIE* hatten ihn und seinesgleichen einmal mehr gefunden.

»Shhht, shhhht. Alles ist gut. Papa wird dich finden. Dir passiert nichts, aber um aller Mächte Willen, sei leise.«

Samten weich und liebevoll der Klang der mahnenden Worte. Angst spiegelte sich in den eisblauen Augen des jungen Mannes wieder, der einen Säugling liebevoll an sich presste. Sein Jüngster, erst wenige Monate alt.

Jemand vom Clan würde ihn finden und wissen, dass etwas nicht in Ordnung war. Änderungen im Ablauf bedeuteten nie etwas Gutes.

Unter all den Dingen, die er bisher gelernt hatte, war dies eins der wichtigsten. Der junge Mann war für gewisse Verhaltensmuster bekannt, ja gar berüchtigt. Und wenn sich etwas unerwartet am Verhalten änderte, wusste jeder, das etwas im Argen war.

In diesem Fall war es der Umstand, dass er noch nicht wieder ins weihnachtlich geschmückte Haus zurückgekehrt war, ebenso wie das zurückgelassene Kind.

Er ließ die Kinder, die das erste Lebensjahr noch nicht vollendet hatten, niemals aus den Augen oder erlaubte das man sie von ihm nahm. Bei dem ersten Kind, Ary Tias, war

es so schlimm gewesen, dass er selbst den Gefährten mit Argusaugen bewacht hatte, wenn er den Jungen hielt, mit ihm spielte oder zu Bett brachte.

Clarissa Gabrielle war ohnehin mehr das Mädchen des Gefährten gewesen und der junge Vater ein wenig ruhiger und entspannter. Was nicht hieß, dass er seine Tochter deshalb weniger aufmerksam im Auge behielt.

Nach jedem geraubten Kind schwor er sich, das er sich die Aufzucht dieser Bündel nie wieder antun würde. Mit jedem dieser Bündel trieb er den Clan mit schöner Regelmäßigkeit in den Wahnsinn. Und über jedes wachte er während des ersten Lebensjahres übermäßig.

Der Clan, die Familie würde wissen, dass etwas nicht stimmte. Sie würden das Kind und ihn finden. So lange musste er einfach durchhalten und so viel Abstand zwischen *IHNEN* und seinem Kind bringen, wie es irgend möglich war.

Zum tausendsten Mal, seit er das Haus verlassen hatte, überprüfte er, ob der Knabe auch warm genug eingepackt war, ehe er es an einer windgeschützten Stelle sicher vor den Augen Sterblicher verbarg.

»Sei brav, ich bin bald zurück.«

Seine Worte waren nur ein Wispern. Er hauchte dem Kind einen Kuss auf die Stirn und rannte davon. Er sollte keine fünfhundert Meter weit kommen, bis er sich *IHNEN* stellen und um sein Leben als auch das seines Kindes kämpfen musste.

Er hatte nicht den Hauch einer Chance. Trotz Alter, Kraft und Erfahrung nicht. *SIE* waren unerbittlich und hervorragend ausgebildet.

Entgegen all dessen, was er lehrte, konnte er sich nicht konzentrieren. Die Sorge um das Kind, die Furcht um seine Sicherheit waren allgegenwärtig. Normalerweise blendete er jedes Gefühl aus, wenn er kämpfte oder trainierte.

Aber jetzt gelang es ihm nicht und der Überzahl der Jäger war er nicht gewachsen. Also floh er schwerverletzt und

achtete darauf, dass die Jäger nicht zu weit zurückfielen. Solange sie ihm folgten, wäre das Kind sicher. Er hörte die Lieder hinter den verschlossenen Fenstern, sah den Festschmuck innerhalb und außerhalb der Häuser.

Der frische Schnee lag stellenweise fast kniehoch in diesem Jahr und machte jeden Schritt zu einer mühsamen Qual. Der Wind schlug ihm immer wieder neue Flocken ins Gesicht und versuchte, ihm die Sicht zu rauben. Dass die Jäger ihn übersehen könnten, darauf spekulierte er nicht.

Die dunkle Kleidung hob ihn von der weißen Pracht ab und als genügte das nicht, hinterließ er mit jedem Schritt eine Spur aus dunklem Rot.

Er könnte auch eine leuchtende Neonreklame hochhalten, auf der in blinkenden Lettern stand: ***Hier bin ich! Kommt und holt mich!***

Die Jäger wussten, worauf sie achten mussten. Und sie wussten, dass sie ihre Beute verwundet hatten. Aber selbst bei anderen Bedingungen, günstigeren als diesen, wussten die Jäger wie sie seinesgleichen finden und stellen konnten. Und auch töten.

Aber der Fliehende war nicht gewillt aufzugeben. Das war nie seine Art gewesen. Zum Leidwesen derer, die seinen Weg gekreuzt hatten. Die versucht hatten, ihn zu lehren, zu lenken oder zu brechen.

Ein flüchtiges Lächeln umspielte seine Lippen. Eine starke Windbö erfasste ihn und brachte ihn aus dem Gleichgewicht. Er taumelte. Der lange Mantel verfang sich in seinen Beinen und bald schon umfing ihn das kalte Weiß. Es wäre leicht ... So leicht.

Einfach liegen zu bleiben und den dicken Flocken zuzusehen, die über ihn hinwegfegten. Ja er dachte darüber nach, einfach abzuwarten. Der Musik und dem Wind zu lauschen, dem fallenden Schnee zuzusehen, bis sie ihn fanden. Ob es der Clan wäre oder die Häscher, war unwichtig.

Fänden ihn die heiligen Krieger zuerst, war er des Todes. Und es würde kein rasches Ende werden, so viel stand fest. Trotzdem ... Es wäre so einfach. Dem Fliehenden bot sich ein friedvolles, harmonisches Bild. Ein Bild, das ihn widerlich an einen kitschigen Film erinnerte, die zu dieser Zeit zuhauf im Fernsehen liefen. Ein Film von Liebe, Zusammenhalt und Besinnung.

»Nein, das ist kein Film.«

Es war nur ein leises Flüstern, das seine Erkenntnis preisgab. Nein dies war kein Film und ob es ein ‚Happy End‘ gab, konnte nicht einmal er sagen. Und die Frage zu stellen, die er seit jeher Nacht für Nacht stellte, um Gewissheit zu erhalten, wagte er nicht.

Mühsam brachte er sich auf die Beine und blickte auf das Rot, das sich in dem Abdruck seines Körpers gesammelt hatte.

»Vielleicht, wenn ich gejagd hätte...«

Aber noch während er diese Überlegung aussprach, wusste er, dass er irrte. Die Verletzungen wären nicht weniger gefährlich gewesen. Sie würden nicht rascher heilen. SIE nutzten geweihte Waffen.

Klingen und Kugeln waren in Rom selbst geweiht worden, wo der Papst seinen Sitz hatte. SIE zogen, wie er selbst, die Klinge vor und nur außerhalb der Ortschaften verließen SIE sich auf Gewehre oder Pistolen.

Man sollte annehmen, ein Kurzschwert oder Langdolch würden mehr Aufmerksamkeit erregen als eine einfache Pistole, aber dem war nicht so.

-2-

~Alles schläft, einsam wacht~

»Sie sind blind und taub« murrte er vor sich hin und schleppte sich weiter.

Ja die Menschen waren blind und taub geworden. Die übermäßige Informationsflut hatte sie abgestumpft. Man könnte auf offener Straße getötet werden und niemandem würde es auffallen.

»Bin ich der Nächste?«

Der Nächste. Nur einer von vielen Opfern der Häscher. Auch wenn SIE zu dieser Zeit hauptsächlich aus Menschen bestanden, waren sie eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Ihre Informationen waren präzise, ihre Methoden grausam. *„Bitte nicht Vater.“* Flehte er in Gedanken während er sich Schritt um Schritt durch die verschneite, wie im Schlaf liegende Stadt kämpfte. Dunkles, warmes Rot rann aus zahllosen Wunden. Warm und klebrig zierte es die blasse Haut, tränkte die Stoffe und tropfte letztlich in das unschuldige, jungfräuliche Weiß, um seinen Weg für die Verfolger zu markieren.

Nein, die Stadt schlief nicht. Sie feierten im Schein von Kerzen und Lichtern das Fest der Liebe und Besinnung. Einmal im Jahr, für ein paar Stunden, entsprang die Welt einer Postkarte oder einem Werbeplakat oder einem kitschigen alten Film *ala der kleine Lord*.

Piep, Piep, Piep - wir haben uns alle lieb. Er verabscheute diese Heuchelei, auch wenn es ihm heute wohl zugutekam, konnte er so seinen Weg ohne Zeugen und Blicke fortsetzen.

»Menschen!« Spuckte er hasserfüllt aus.

Sie waren nicht mehr als armselige Kreaturen, die ihr Leben wegwarfen. Hetzten sich ab. Immer auf der Jagd

nach mehr! Mehr Zeit. Mehr Geld. Mehr Macht. Mehr Freunde. Mehr Follower. Nur einmal im Jahr Besinnlichkeit vortäuschend. Liebe vorheuchelnd. Er spuckte angewidert aus. Speichel und Blut hatten sich in seiner Mundhöhle gesammelt und versanken im Schnee. Nur eine weitere kleine Spur, von denen es viele gab.

»Was wissen sie schon von Liebe?«

Menschen liebten so schnell, wie das Wetter in den Bergen wechselte oder ein Status in den sozialen Netzwerken sich änderte. Aber natürlich war es jedes Mal die eine, die große Liebe. Geschworen auf die Ewigkeit. Ein dunkles Knurren drang bei der Überlegung aus der zeitlosen Kehle des jungen Mannes.

Was wussten sie schon? Was wussten sie von Liebe oder der Ewigkeit? Seine Lippen verzogen sich angewidert während er den Passagen der Weihnachtslieder aus den Häusern lauschte und versuchte, seine Gedanken von den Menschen fort zu lenken und sich stattdessen zu orientieren. Er hatte ein bestimmtes Ziel.

Alle paar Jahre oder Jahrzehnte, vielleicht auch Jahrhunderte - Zeit spielte keine Rolle - suchte er diesen Ort auf, um sich vor Augen zu führen wie alles begonnen hatte und zu erkennen, wohin es ihn geführt hatte. Sentimental war wohl der passende Ausdruck dafür. Ein Hauch der Menschlichkeit, derer er zu früh beraubt worden war. Jahre vor der eigentlichen Zeit.

»Unwichtig!« Knurrte er abermals.

Sollte man ihn sentimental nennen, was machte es schon aus? Sollte man seine dann und wann auftretende Hilfsbereitschaft in Frage stellen. Wen kümmerte das schon? Man hatte ihm im Laufe seines Lebens schon ganz anders betitelt. Weit weniger freundliche Namen für ihn gefunden.

Ihn störte es längst nicht mehr. Er hatte gelernt, sich zu nehmen wie er war, und wer das nicht konnte oder wollte, durfte sich gern an das Oberhaupt wenden und ihm

fernbleiben. Letzteres war für viele im Laufe der Zeit, der richtige Weg gewesen.

»Ist... besser.«

Ja, für ihn war es besser. Er war offensichtlich nie dazu geschaffen, sich mit vielen anderen zu umgeben. Er hatte nie die Geduld für andere aufbringen können. Er hatte es versucht, wirklich versucht.

Aber er hatte festgestellt, dass Lernresistenz und Dummheit der meisten ihn weit mehr erzürnten als das ihre Gegenwart ihm gutgetan hätte. Zorn war gut. Ein guter Indikator. Seine Schritte schienen nicht mehr ganz so schleppend.

Nur wenige ertrug er oder waren es wenige, die ihn ertrugen? Unwichtig. Die wenigen reichten aus, ihm ein gutes Gefühl zu geben, ihn zu stärken oder wieder auf den Boden zurückzuholen.

Der Gedanke an den Clan erfüllte ihn mit tiefer Ruhe und entspannte ihn zusehends.

»Verdammt!«

Das war nicht gut. Er brauchte, er wollte den Zorn! Es war leichter. Leichter auf den Beinen zu bleiben. Weiterzugehen. Aber es gelang ihm nicht, den willkommenen Zorn zu beschwören.

-3-

~Nur das traute hoch heilige Paar~

Trotz der Festbeleuchtung, trotz der Lieder und der Heuchelei oder der andauernden Lernresistenz der armseligen Kreaturen, wollte es ihm nicht gelingen, den willkommenen Zorn zu beschwören oder aufrechtzuhalten. Erschöpfung und Blutverlust machten ihm zunehmend zu schaffen.

Die Sorge um das zurückgelassene Kind machten es ihm schwer, sich zu konzentrieren. Es war das Richtige gewesen, daran hatte er keinen Zweifel. Sie hätten den Knaben getötet.

Er war einmal Zeuge vom Kindsmord der Häscher geworden und wollte es nicht bei seinem Sohn erleben. Er hatte es zurücklassen müssen. Und er musste Abstand zwischen die Jäger und das Kind bringen, bis der Clan es finden würde.

»Ich muss... weiter ...«

Er hatte es versprochen. Versprochen, dass er zu dem Kind zurückkehren würde. Vieles konnte man ihm vorwerfen: Mord, Folter, Erpressung, Ehebruch - aber ein gegebenes Versprechen hatte er stets gehalten. Natürlich gab es immer ein erstes Mal, das wusste er wie jeder andere auch, aber er hoffte doch, dass dieser Tag noch fern war.

Vor ihm tauchte ein schneebedeckter Kirchplatz auf. Reifen-, und Fußspuren zeugten von zahlreichen Besuchern. Er hob den Blick. Der Schatten des Kirchturmes fiel drohend auf ihn herab, schien den jungen Mann zu verhöhnen, der sich Schritt um Schritt vorwärts kämpfte. Die Messe war längst vorüber, doch drang noch fahles Licht durch die bunten Scheiben.

Natürlich war man in dieser besinnlichen Zeit auch besonders gläubig. Er schnaubte und blickte flüchtig auf die bunten Scheiben.

Geschichten, die längst vergessen waren und falsch berichtet, fanden sich auf den farbenfrohen Abbildungen wieder.

Gewaltverherrlichend. Mörder, Verräter wurden hochgepriesen und boten weit mehr Zeugnis der menschlichen Seele, als irgendetwas sonst es könnte.

Verrat, Jagd, Mord – aber natürlich waren *SIE* die Guten. Plagen, Kindsmord, Vergewaltigung – das ach so heilige Buch war voll davon.

Aber wenn *SIE* die Guten waren, wenn *ER* für das Gute stand, wer war dann das böse? Tatsächlich jene die *SIE* jagten? Jene die verborgen lebten unter den niederen Wesen und lediglich im Geheimen das Geschick und die Geschichte lenkten?

Waren es nicht jene der Verborgenen, die manche Katastrophe verhindert hatten, ohne das die Schafe davon wussten?

Nein ihre Weste war nicht rein, ihre Hände nicht in Unschuld gewaschen. Ein Wort hier, eine unschuldige Frage dort und schon bekämpften Menschen einander. Und in diesen Kämpfen und Kriegen verschwanden Menschen. Kriegsoffer wenn man so wollte. Er grinste, stolperte und schüttelte den Kopf. Er musste sich konzentrieren, musste weiter.

Kurz wand er sich um, folgte seinen Weg mit dem Blick und seufzte tonlos. Ihn zu übersehen wäre schwer. Die Häscher hätten ein leichtes Spiel, sie würden ihn rasch eingeholt haben, wenn der noch immer fallende Schnee ihm nicht zur Seite stand und die Spuren verwischte. Wind und Wetter würde sie nicht abhalten nach ihm zu suchen.

Sie waren Bluthunden gleich, die ihrer erwählten Beute folgten, bis sie jene gestellt hatten. In diesem Fall war er die Beute. Ein einziges Mal hatte er erlebt, das einer von

ihnen nicht tat, was er tun sollte. Aber das war unendlich lang her.

Er löste kopfschüttelnd den Blick von dem Wegweiser aus seinen schleppenden Schritten und Blut und mahnte sich, das er weiter müsste. Nie war er einem Menschen so ähnlich gewesen, wie in diesem Augenblick.

Und er hasste sich dafür. Hasste jeden Tropfen des dunklen Vitales, das sich aus seinem Leib stahl und ihn an die Häscher verriet. Hasste die erbärmliche Schwäche, die seinen Leib erfasst hatte.

Der Schnee unter seinen Stiefeln knirschte vernehmlich, während er den Kirchplatz überquerte.

Keine Menschenseele außer ihm wandelte noch hier. Alle waren mit dem gemeinschaftlichen Heucheln beschäftigt. Getrieben von einer Gier nach Dingen, die ihnen am Ende doch nichts nutzten.

Er durchschritt ein altes gusseisernes Tor, hinter dem sich das Denkmal, die Ehrenbezeugung dessen der nicht besiegt werden konnte, ausbreitete. Verherrlichung des Todes, von einer Rasse, die zu leben verlernt hatte.

Ob er sich davon lossprechen konnte, wusste er nicht. Aber er gab sich Mühe. Jeden Tag aufs Neue.

Reihe um Reihe, dicht bei dicht. Steine Kerzen, Blumen und Statuetten, um jene zu ehren, denen man zu Lebzeiten kaum Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Noch mehr dreckige Heuchelei!

Natürlich waren die Verstorbenen wahre Engel gewesen, geliebte Väter, Söhne, Mütter und Töchter. Vergessen das der geliebte Bruder zwei Mädchen grausam tötete, nachdem er sie grausam vergewaltigt hatte. Vergessen das die geliebte Mutter eine Schwarze Witwe war oder die Tochter eine Crackdealerin. Sie waren doch allesamt so gute Menschen gewesen, die man viel zu früh aus dem Leben gerissen hatte.

Über die Toten sprach man nicht schlecht, aber dem Fliehenden fiel niemand mit gesundem Menschenverstand

ein, der je etwas Gutes über den Diktator gesagt hätte, der sich eine Kugel in den Kopf gejagt hatte.

Oder was auch sonst mit jenem geschehen war, denn auch in der geheimen Welt des jungen Mannes hatte man so seine Theorien. Man hatte in Erwägung gezogen, sich einzumischen und dem Wahnsinn ein Ende zu bereiten. Aber niemand wusste besser als sein Volk selbst, dass eine Idee nicht starb, nur weil es jener tat, der sie in die Köpfe der Menschen setzte. Die Idee selbst musste vernichtet werden, aber so etwas war nicht einfach. Ob es überhaupt möglich war, konnte er nicht sagen.

Er blicke herab auf einen Grabstein, der ihm Halt gab, betrachtete fasziniert den blutigen Abdruck auf dem Stein. Und beim Zurückschauen fiel ihm auf, das es einige dieser Abdrücke gab.

Ein dummer Anfängerfehler, der jetzt keine Rolle mehr spielte. Er war am Ende seiner Kraft. Er würde keinem Kampf mehr standhalten.

-4-

~Holder Knabe im lockigen Haar~

Je weiter er taumelte umso verwitterter, umso ungepflegter wurden die Gräber und umso älter und weniger zugänglich wurden die Wege dorthin. Doch das spielte keine Rolle.

Er würde den Weg finden. Selbst unter schlechteren Umständen als diesen. Auch wenn ihm grade nichts einfiel, das dem entsprechen würde.

Sein Ziel war der älteste Teil des Friedhofes. Bereits als er jung war, war dieser Friedhof alt gewesen. Aber jetzt waren die Steine verwittert, Gras-, und moosbewachsen und all jene die dort ruhten lange schon zerfallen und in Vergessenheit geraten.

Er taumelte, Schwindel erfasste ihn und die Welt verschwamm vor seinen Augen. Kraftlos schleppte er sich weiter.

»Nur ... noch ... ein... bisschen...«

Er versuchte sich selbst Mut zuzusprechen, während er Schritt um Schritt setzte, bis er sich an einem Stein herabgleiten ließ und mit dem Rücken daran lehnte. Die Kälte des Steines und des Bodens drang ihm in die Knochen und ließen ihn erzittern.

Er wusste nicht, wann er das letzte Mal vor Kälte gezittert hatte und ja! Ja es machte ihm Angst und im Moment wäre er durchaus gewillt, das auch zuzugeben. Er wand sich halb dem Stein zu, hob eine zitternde Hand und fuhr mit den Fingerspitzen über eine lange verblasste Schrift. Aber selbst in tausend Jahren, wenn der Stein vollkommen zerfallen wäre, würde er diese Stelle aufsuchen und würde wissen, was einstmals dort gestanden hatte, wie er es auch heute noch wusste.

Jeden Buchstaben, jede Zahl kannte er. Hunderte Male waren seine Fingerspitzen nachdenklich über die eingemeißelten Lettern und Ziffern gefahren, während er versuchte sich, über das Eine oder Andere klar zu werden.

†

Daniel Falodir

1333 -1350

Das Grab, auf dem er herabgesunken war, war bis auf einen inzwischen verrotteten Sarg leer. So wie er es immer gewesen war. Er musste es wissen: Es war seines. Vor einer halben Ewigkeit war er hier symbolisch begraben worden. Der unschuldige Kämmerer. Der Kaufmannssohn, der nur ein wenig der Welt kennenlernen wollte. Mehr hatte er gefunden und gelernt, als er je für möglich gehalten hatte. Mehr erfahren als er gewollt hatte.

»Vater... Bitte...«

Seine Stimme war kaum mehr als ein leises Wispern. Ein Hilferuf an jenen, der ein jede Seele auf dem letzten Weg begleitete. Vielleicht war es an der Zeit. Und vielleicht war dieses Grab der perfekte Ort, um vollends zu gehen. Vielleicht ...

Nein ... So durfte er nicht denken. Er wollte leben. Musste leben. Er hatte es versprochen! Er presste sich enger an den kalten Stein und versuchte, dem eisigen Wind zu entgehen. Nicht das es was nutzte.

Der dicke schwarze Mantel war fächergleich um ihn gebreitet, das es beinahe wirkte wie absichtlich drapiert. Von den Säumen ausgehend zeichnete ein dunkles kräftiges Rot wirre Muster in den Schnee.

Er war müde. Er fand nicht die Kraft wieder aufzustehen und weiterzugehen um vielleicht ein besseres Versteck zu suchen. Schneeflocken verfangen sich in seinen Wimpern, tränkten sein helles Haar und bedeckten die jugendlichen Züge.

»Bitte ... Hilfe ...«

Nur ein heiseres Flüstern, das niemand vernahm. Er schloss die Augen und das weiße Gestöber entzog sich dem Blick, doch die nagende Kälte die von außen und innen zu kommen schien, blieb.

»Bi ... tte«

Gnadenvolle Dunkelheit umhüllte ihn und entriss ihn der Wirklichkeit.

~Schlafe in himmlischer Ruh', schlafe in himmlischer Ruh'~

Zwei Jungen

Zwei Jungen

Die beiden etwa fünfjährigen Knaben standen sich mit unbewegter Miene gegenüber und musterten einander misstrauisch. Ihre Väter schritten nur wenige Meter entfernt in ein ernstes Gespräch vertieft über den weitläufigen Schlosshof.

Die Jungen sprachen kein Wort miteinander. Ausgelassenheit wie man sie bei Kindern für gewöhnlich vorfand, würde man bei den beiden nicht erkennen können. Sie waren gut genährt, die Wangen gerötet vom Leben, das durch ihre Adern floss und die Kleider von Meisterhand gefertigt.

Obgleich sie gesund schienen, tollten sie nicht herum und wirkten angespannt. Was die Väter miteinander besprachen, würde ihrer beider Leben verändern. Ob zum Guten oder Schlechten könnte nur die Zeit zeigen.

Alexander Vemo war der Herr des Schlosses, dieses Reiches und der Oberste seiner Art. Nur eine - seine Mutter - stand im Rang über ihm. Aber es war Jahrhunderte her, dass man sie zuletzt gesehen hatte. Einer der beiden Jungen - der blassere mit den silbern anmutenden Augen - war sein einziger ‚geborener‘ Sohn. Der Andere, der Spross seines Gastes aus Magyar.

Seit einer Weile - niemand konnte genau sagen, wann es begonnen hatte - wurden die Menschen zu einer lästigen Gefahr.

Nicht alle. Eine Handvoll vielleicht, die der Kirche angehörten. Ein geheimer Orden, der sich hinter der friedlichen Fassade verbarg und mit Einwilligung und auf Befehl des Papstes agierten. Noch waren sie keine übermächtige Bedrohung. Ihre Versuche waren noch nicht

sehr effektiv. Doch die Menschen - so gering sie von seiner Art geschätzt wurden - waren lernfähig.

Sie zeigten eine gefährliche Tendenz zu bekämpfen, was sie fürchteten oder nicht verstanden. Und Letzteres war eine ganze Menge.

Der alte Levedi berichtete von den Kirchenmenschen und ihren Entwicklungen in seinem Reich. Alexanders Gedanken schweiften ab. Glitten zurück zu einem Tag vor einigen Wochen. Er hatte mit seinem Sohn das Meer besucht.

Ein warmer, sonniger Sommertag. Einer der wenigen Tage, an denen er die Belange des Volkes dem Volk überließ und sich allein um Noir kümmerte. Selten nur fand er die Zeit, einen Tag mit seinem eigenen Fleisch und Blut zu verbringen.

Wo eine ganze Art zu betreuen war, musste die Familie darunter leiden. Sie hatten Rituale, die er unter Mithilfe seiner Berater einzuhalten versuchte. Doch die Zeit dafür war zu gering gesät. Selbst für ihn.

Eines der Rituale war es, sich am Abend berichten zu lassen, was der Tag gebracht hatte. Wie der Unterricht gelaufen war, welche Fortschritte das Training machte. Oder was sonst das Kinderherz als wichtig empfand.

An diesem Tag am Meer waren die alltäglichen Dinge irrelevant. Er ließ seinen Sohn ‚Kind‘ sein und in der Sonne mit den Wellen um die Wette rennen, während er selbst den Schatten einiger Bäume vorgezogen hatte.

Noir hatte Muscheln und Steine mit erstaunten und glücklichen Ausrufen gesammelt. Das Kind war mit Möwen und Wellen um die Wette gerannt - nicht das er siegte.

Noch war der kleine Vemo weit davon entfernt über die Kreaturen und die Gezeiten zu siegen.

»Vater, sieh was ich habe!«

Mit zerzaustem Haar und geröteten Wangen war der Fünfjährige auf ihn zugelaufen. In den Händen hielt er die

unversehrte Schale eines Krebses, als wäre es ein großer Schatz.

»Willst du nicht auch was finden? Hast du gesehen, was hier alles liegt?«

Eine allumfassende Geste umfasste den Strand und das Meer und die nahe Umgebung.

Tausende Schätze in den Augen eines kleinen Jungen, selbst wenn es ein Vemo war. Treibgut, Muscheln und Steine. Kleinigkeiten, für die die Begeisterung mit zunehmendem Alter nachließ, aber die bei einem Kind wahre Begeisterungstürme auslösten. Er selbst hatte den Kopf ernst geschüttelt.

»Ich ziehe es vor, im Schatten zu weilen, Noir.«

Noir hatte hinauf in die grelle Sonne geblickt und die Augen leicht zusammengekniffen, ehe er ihn mit fragendem Ausdruck angesehen hatte.

»Vater? Warum scheint die Sonne? Weiß sie denn nicht das du sie nicht magst?«

Er hatte lachen müssen über die Ernsthaftigkeit in der Frage des Kindes. Für den Jungen war nicht begreiflich, dass jemand oder etwas nicht dem Willen seines Vaters gehorchte.

Wie es Art der meisten Kinder war, erging es auch Noir: In dessen Augen war sein Vater der Stärkste und alles und jeder musste auf ihn hören.

»Nicht alles unterwirft sich meinem Willen, Noir.«

»Aber warum nicht, Vater? Der Hof hört doch auch auf dich?«

Bedauerlicherweise gab es zu viel, das nicht gewillt war, sich seinem Willen zu beugen. Aber seinen Clan und die Unterclans regierte er mit fester und unerbittlicher Hand. Man unterwarf sich oder musste die Konsequenzen dafür tragen – was bis hin zur Vernichtung ganzer Familien führen konnte. Der Clan aus Magyar gehörte zu seinen stärksten Verbündeten.

Neben dem hiesigen waren die Clans in Magyar, dem Walachenland und im Hen Ogledd die größten und stärksten Clans weltweit und wurden allesamt von Alexanders Schöpfungen geleitet.

Der alte Levedi - eine Schöpfung die etwa 500 Jahre jünger war als er selbst, brachte ihm nun seinen Erstgeborenen. Der Knabe war im selben Alter wie der eigene Sohn und diente als Zeichen und Unterpfand der Treue und der Loyalität zu seinem Schöpfer und dessen Clan.

Der alte Levedi band sich damit mehr als ohnehin an den Obersten und bezeugte mit dieser Geste die Anerkennung Alexanders als seinen Herren.

Dass er zudem ein Freund und Vertrauter geworden war, spielte vermutlich keine unerhebliche Rolle für die Entscheidung das Armand hier leben und aufwachsen sollte. Er wusste, dass sein Sohn am dunklen Hof in guten und fähigen Händen war und eine ausgezeichnete Ausbildung erfahren würde.

Was wollte ein Vater mehr für seinen einzigen Sohn? Levedi könnte sicher sein, dass der Spross hier sicher wäre. Das er lernen würde, was notwendig war, um eines Tages selbst ein angesehenener Clanführer zu werden. Und das, ohne von seinem eigenen Clan geschnitten zu werden.

An jeder Ecke stand mindestens ein Attentäter, der gerne den Platz an der Spitze des Clanes einnehmen wollte. Der Levedi-Clan bestand aus dessen eigenen Schöpfungen, und ebenso denen Alexanders und des ein oder anderen Kindes. Die Hierarchien und Gesetze der Vampire waren streng und notwendig geworden, nachdem die menschliche Population gefährdet war und damit Nahrung knapp zu werden begann. Zahllose Kinder der Dunkelheit waren als Konsequenz hingerichtet worden, als Alexander selbst noch ein junger Mann gewesen war, um dem Artensterben entgegenzuwirken.

Lilith selbst hatte die strengen Gesetze verfasst, und sie hatten Gültigkeit für alle Wesen der Dunkelheit: Hexen,

Dämonen und Vampire. Sie alle waren ihre Kinder, von ihrem Blute.

Und diese Kinder hatten es - wie es Art von Kindern war - ein wenig übertrieben. Zu sehr gespielt. Die menschliche Rasse, die ohnehin recht anfällig für den gestaltlosen Gevatter war, schwand mehr und mehr. Aus allen Richtungen und von all ihren Kindern ließ sie Abgesandte kommen, um das Gesetz zu verkünden.

Allen Dingen voran: *Hüte das Geheimnis deiner Art.* Während viele auf dem Heimweg waren, zog die Urmutter zur Jagd aus und tötete dreiviertel aller Kinder.

Aber nicht nur zum Schutz der Menschen, sondern auch zum eigenen Schutz galten die ausgerufenen Gesetze und nirgends wurden sie mit solcher Strenge und Härte vollzogen, wie es am Hof Alexanders der Fall war.

Eine schlichte Kutsche fuhr in den Schlosshof ein und ohne hinzusehen wusste das Oberhaupt, dass die beiden Jungen den Blick voneinander lösten, um jener mit den Blicken zu folgen. Der alte Levedi seufzte und zwang damit Alexanders Aufmerksamkeit erneut auf sich.

Der Jüngere verneigte sich vor dem Ältesten, ehe er in die schmucklose vierspännige Kutsche stieg. Kein Blick galt seinerseits den Jungen. Erst als sie zum Tor hinausfahren, blickte der Magyar zurück.

»Passt gut auf meinen Sohn auf, Alexander...«

Es war nur ein Wispern. Doch in jeder Silbe schwang Sorge mit. Der Magyar wusste, dass das Oberhaupt ihn hörte. Egal wie leise er sprechen würde. So wie er auch wusste, dass die Bitte um Fürsorge unnötig wäre. Alexander nickte, sich eine Antwort sparend und wand sich den beiden Jungen zu, nachdem die Kutsche den Hof verlassen hatte.

Armand machte den Eindruck, als wolle er der Kutsche und damit seinem Vater am liebsten hinterhereilen. Ihn bitten, ihn doch wieder mitzunehmen - aber er tat es nicht.

Der Junge mühte sich um Haltung, was Alexander mit einem kurzen Schmunzeln quittierte. Er war sich gewiss,

dass die beiden Jungen sich gut verstehen würden. Schon auf den ersten Blick, hatten sie mehr gemein, als sie ahnten.

»Noir, kümmere dich um Armand. Er wird fortan bei uns bleiben.«

Noirs Blick zeigte kurz Irritation, aber schließlich nickte er. Er wusste noch nicht, ob ihm gefallen sollte, dass der fremde Junge - Armand - bliebe oder nicht. Aber zu widersprechen, als der Vater seine Bitte oder seinen Befehl sprach, kam ihm nicht eine Sekunde lang in den Sinn.

»Ja, Vater.«

Noir sah dem Vater nach, als jener ging, um von seinen Beratern in Empfang genommen zu werden und sich wieder den alltäglichen Belangen zu widmen, von denen der Junge noch keine Ahnung hatte.

*

Armand sagte nichts, wie er die ganze Zeit über geschwiegen hatte. Er sah Noir nur an und kämpfte darum seine Fassung zu bewahren. Er würde nicht vor einem Vemo in Tränen ausbrechen und zugeben, dass er sich fürchtete. Fernab der Heimat, der Familie zu sein war schlimm genug, aber dann auch noch hier sein zu müssen war einfach zu viel des Guten.

Er konnte sich nicht vorstellen, dass er hier glücklich werden sollte. Das er hier ein gutes oder angenehmes Leben führen sollte.

Alexanders Ahnung war treffend gewesen: Der Gedanke, dem Vater und der Kutsche nachzueilen war tatsächlich vorhanden. Diesem Drang nicht nachzugeben, war das Schwierigste, das er in seinem Leben hatte vollbringen müssen.

Er riss sich zusammen. Vielleicht würde er sich am Abend seiner Angst und Trauer und dem Heimweh hingeben, wenn er in seiner Kammer im Bett lag.

Er hoffte zumindest, dass er eine Kammer hätte. Zuhause hatte man ihm einige Geschichten über Alexander und den schwarzen Hof erzählt. Man hatte versucht – erfolgreich – ihm Angst einzujagen.

Benche, ein Krieger aus den Reihen seines Vaters, hatte ihm immer wieder prophezeit, dass er in einer dunklen Zelle sein Dasein fristen müsste. Das er nur nötigste zu essen bekäme bis zu seinem Erwachen mit 25 Jahren. Man würde ihn vielleicht sogar als Sklaven halten oder als Kanonenfutter nutzen, wenn er Glück hätte.

Keine einladenden Voraussetzungen für einen kleinen Jungen. Sie hatten ihm von der Härte der Vemos erzählt. Ihrer Gnadenlosigkeit. Vermutlich hatten sie dabei nicht einmal übertrieben.

Aber Alexander war kein Monster. Die dunklen Kinder wurden zwar mit Strenge und Härte erzogen, aber ihnen geschah kein Leid, wenn er es verhindern konnte. Doch davon wusste Armand nichts.

»Komm ... gleich beginnt der Unterricht.«

Noirs Stimme riss Armand aus seinen trüben Gedanken. Ein unsicheres Lächeln galt dem silberäugigen Jungen, der es kurz erwiderte und das Eis zwischen ihnen brach.

»Was für Unterricht?«

»Schreiben und Lesen in der Bibliothek bis zum Mittagessen. Heute Nachmittag Reiten und heute Nacht machen wir eine Nachtwanderung und schauen Sterne.«

»Wir gehen nachts weg?«

Armand sah Noir unsicher und fassungslos an. Er war nicht sicher, ob der Silberäugige ihn auf den Arm nehmen wollte oder sie wirklich nachts das Schloss verlassen würden. Noir nickte grinsend und das Silber seiner Augen funkelte aufgeregt.

»Ja das macht Spaß. Ein paar Krieger kommen mit, weil mein Vater sagt, dass es sonst nicht sicher wäre... vielleicht wegen der Wölfe und Bären oder so.«

Noch ahnte Noir nicht, dass es weit Gefährlicheres dort draußen, außerhalb der schützenden Schlossmauern, gab als Bären und Wölfe. Auch wenn er das früher oder später am eigenen Leib erfahren würde, hielt Alexander und jeder der mit der Betreuung des silberäugigen betraut war alles von ihm fern.

Armand nickte leicht und folgte Noir ins Schloss und zum Unterricht, wie er es von diesem Tag an, beinahe den Rest seines Lebens tun würde.

Ängste

Ängste

Von jeher konnte man zwei Arten von Vampiren unterscheiden: Geborene - von denen es nur wenige gab und Gewandelte.

Geborene Vampire fristeten ihr Dasein bis zum Erreichen des fünfundzwanzigsten Lebensjahres als Menschen oder zumindest menschenähnlich.

Während der Kindheit unterschieden sie sich kaum von anderen Kindern. Allerdings erkrankten sie nicht. Sie schürften sich die Knie auf beim Tollen, brachen sich etwas oder konnten in den Tod stürzen wie jedes andere Menschenkind auch, aber das wurde von Vampiren als natürliche Auslese betrachtet.

Mit etwa zwanzig Jahren erhöhte sich ihre Kraft stetig. Bei weitem nicht auf das Maß, das sie erreichen konnten, aber sie wurden stärker, als es bei Menschen der Fall war.

Ihre Anziehung erhöhte sich und ein unbestimmter Hunger, ein mäßiges Verlangen nach Blut begann sich dann und wann einzustellen. In der Nacht, in der sie das fünfundzwanzigste Lebensjahr erreichten - wenn das geborene Kind bis dahin den Widrigkeiten des Lebens standgehalten hatte - starb während der Ruhephase all das, was sterblich war.

Der Schlag des Herzens erstarb. Die Zeit, welche Zerfall bedeutete, stand für jeden von ihnen still. Ihre Regeneration war mit nichts anderem zu vergleichen, wenn sie ausreichend Nahrung zu sich nahmen. Ihre Stärke, ihre Schnelligkeit und ihre Fähigkeiten sorgten über Jahrtausende für Legenden. Je älter sie wurden umso mächtiger und ausgeprägter wurden ihre Fähigkeiten.

Der Preis dafür... Blut!

Ihre Kräfte und Fähigkeiten übertrafen die der gewandelten Vampire bei Weitem und waren von eindrucksvoller Vielfalt. Allerdings gab es auch hier Unterschiede. Gewandelte Vampire, deren Blut oder Linie noch nicht so verdünnt war, indem sie von einem der Ersten gewandelt wurden, waren - wie die Geborenen selbst auch - in der Lage Kinder auf dem üblichen Weg zu zeugen. Nicht mit Menschen, sondern nur mit Geborenen, die *noch nicht erwacht* waren.

Die geschaffenen Vampire waren einstmals Menschen, welche die Aufmerksamkeit der Ewigen auf sich gezogen haben. Ob durch eine Tat, durch Worte oder einfach einem schönen Äußeren spielte keine Rolle.

Nachdem man die Erlaubnis erhalten hatte, wurden sie gewandelt. Der Vampir trank das Blut seines erwählten Opfers, bis es am Rande des Todes tanzte und schenkte ihm durch das eigene Blut das ewige Leben.

Alles Sterbliche verging und was blieb, gierte nach Blut und Tod. Eine Wandlung gelang nicht immer oder bei jedem. Mancher Leib verging trotz des Bluttausches, ohne das ein neuer Vampir in die Nacht zu treten vermochte. Niemand konnte sagen, warum es so war.

Vielleicht lag der Grund in derselben Ursache, weshalb mancher einer Krankheit anheimfiel oder von ihr verschont blieb.

Noir als auch Armand zählten zu den Geborenen ihres Volkes. Noir jedoch war reinsten Blutes. Ihrer beider Zukunft - so sie denn überlebten - läge in der Führung eines Unterclans oder in Noirs Fall, eines Tages in der Führung des Hauptclans und damit als Führer einer ganzen Rasse.

Auf die Ausbildung der beiden wurde großen Wert gelegt. Sie lernten zu lesen und zu schreiben, Mathematik, Astronomie, die Politik der Clans und Unterclans, die Gesetze beider Welten, zu reiten und zu kämpfen.